

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Großer Volkskalender des Lahrer hinkenden Boten

Karlsruhe, Im Digitalisierungsprozess: 1882-1942

Familie Schütz

urn:nbn:de:bsz:31-62042

Familie Schütze.



Johann Gottfried Franz Schütze war der Name des Vaters gewesen, und Johann Gottfried Franz Schütze hieß auch der Sohn, der den väterlichen Getreidehandel in derselben Weise, ehrenfest und mit bescheidenem Gewinn zufrieden, fortführte. Schütze Sohn — wie man ihn im Städtchen auch noch nannte, als der Vater längst tot war

— kam nach der Geschäftsübernahme nicht einen Augenblick auf den Gedanken, das häßliche alte Haus, in dem der Getreidehandel von Anfang an betrieben worden war, mit einem wohllicheren und freundlicheren zu vertauschen, obwohl ein solcher Tausch auch einer Vergrößerung des Geschäftes günstig gewesen wäre. Er war kein Mensch von hervorragenden Geistesgaben, aber er hatte ein warm empfindendes Herz, das ihn an das alte Haus kettete, in dem er geboren war und eine glückliche Jugend verlebt hatte. Vielleicht wirkten auch noch die Eindrücke in ihm nach, die er während eines mehrjährigen Aufenthaltes in der Hauptstadt gesammelt hatte. Wie manches stolze Geschäft hatte er da zusammenbrechen sehen, wie oft hatte er Gelegenheit gehabt, zu beobachten, welch aufreibenden Kampf mancher vielbeneidete Kaufherr führen mußte, um nicht erbarmungslos von der erreichten Höhe hinabgeschleudert zu werden. Nein, da war es schon besser, wie er sich mit seinem gesunden Durchschnittsverstand sagte, an der Spitze eines Geschäftes zu stehen, das Ruhe am Tage und noch mehr Ruhe in der Nacht gewährte.

Im ersten Jahre von Schütze Sohns Selbständigkeit war übrigens noch eine besondere Ursache vorhanden, die ihn abhielt, an Geschäftsvergrößerung und rascheres Geldverdienen zu denken. Diese Ursache trug auch die Schuld daran, daß der Sohn schon vier Wochen nach dem Begräbnis die Trauer um den toten Vater so ziemlich überwunden hatte. In den ersten Tagen stand er nahezu stündlich im Wohnzimmer vor dem Bilde des Verewigten in wehmütigen Betrachtungen; jetzt warf er nur abends vor dem Schlafengehen einen flüchtigen Blick auf die geliebten ehrwürdigen Züge. Und das war so gekommen.

Im zweiten Stock des gegenüberliegenden Hauses wohnte die verwitwete Frau Steuerrätin Rißen. Ihr Gesicht sah grünlichgrau und bitter aus wie ein in Wermut getauchter Schwamm, und ihre Zunge, die

wie ein zweischneidiges Schwert war, fürchtete das ganze Städtchen. Dieser würdigen Dame, die an die häßlichsten Tage im Spätherbst erinnerte, schneite es plötzlich ein sechzehnjähriges Töchterchen ins Haus, dessen Erscheinung man nur mit einer Vorstellung in Verbindung bringen konnte — mit dem Mai in seiner sonnigsten Holseligkeit. Natürlich hatte die Frau Steuerrätin dieses Töchterchen auch schon früher besessen, aber „Zrmachen“ war mit zwölf Jahren zu einer Tante in die französische Schweiz geschickt worden, wo sie „standesgemäß“ erzogen werden sollte. Nun, die französische Schweiz soll ein wunderbarer Erdenfleck sein, und sie hatte der kleinen Deutschen von ihrem Schönsten und Besten mitgegeben —: außer einem schlechtverdauten Französisch und sehr hübschen weiblichen Handarbeiten einen Hauch köstlichster Naturfrische.

Schütze Sohn hatte seinen Morgentasse getrunken und war an das Fenster getreten, um den dickköpfigen Bauern Grans aus Wingerlo zu erwarten, der ihm mehrere Wagen bester Gerste ansfahren sollte — da riß der junge Kaufmann auf einmal Mund und Augen weit auf. Im Hause gegenüber stand am Fenster ein hübsches Mädchen und nickte ihm freundlich zu. Es war Zrmachen! Er hatte nur davon gehört, daß sie in diesen Tagen zurückkehren sollte — in einem kleinen Städtchen hört man alles — und nun war sie schon da. Daß man aber so schlank, so ausbündig hübsch werden kann! Natürlich, draußen in der Fremde! Im Städtchen selbst wäre eine solche Entwicklung wohl kaum möglich gewesen. Schütze Sohn hatte diesen Gedanken allen Ernstes. Übrigens dachte er im ganzen nicht viel, fühlte aber um so mehr. Er empfand bei Zrmachens Anblick zum erstenmal wirkliches Herzklopfen und Atembeklemmung. Wenn er sich auch keine Rechenhaftigkeit darüber ablegte, so war es doch so: er hatte sich in das reizende Geschöpf, das dort drüben wohnte, sterblich verliebt.

In den nächsten vier Wochen wurde Schütze Sohn sich darüber klar, was mit ihm vorgegangen war. Er fing an, sich im Spiegel zu betrachten. Nun, er gehörte zu den Leuten, die hinein sehen dürfen. Wenn sein Gesicht auch etwas rot war, so waren dafür seine Augen vom reinsten Blau und seine stattliche Gestalt wäre noch viel mehr zur Geltung gekommen, —



Im Hause gegenüber stand am Fenster ein hübsches Mädchen und nickte ihm freundlich zu.

menn er einen besseren Schneider gehabt hätte. Er machte diese letztere Entdeckung selbst, und da es Thatsache war, daß er einen neuen Gesellschaftsanzug nötig hatte, reiste er in die Hauptstadt, um sich dort bestmöglich einhülsen zu lassen. Mit dem hauptstädtischen Anzug angethan, machte er dann der

Frau Steuerrätin Nissen einen Sonntagvormittagsbesuch. Die Dame war sehr liebenswürdig, aber auch sehr genau — im Fragen. Nachdem Schütze die anfängliche Schüchternheit überwunden hatte, strömten ihm die Worte nur so von den Lippen. Aber die Frau Steuerrätin fand es für besser, wenn er mit ihr allerhand Rechenexempel betreffs seiner Zukunft löste. Schützes Rechenkunst fand auch den Beifall der würdigen Dame und er erhielt die Erlaubnis, sich schon jetzt im stillen als Irmachens Verlobter zu betrachten. Ein halbes Jahr später sollte die öffentliche Verlobung stattfinden und nach Ablauf des Trauerjahres die Hochzeit sein.



Irmaschinen machte dem großmütigen Vatten ein Gegengeschenk und gebar ihm einen Stammhalter.

Irmaschinen wurde von der zärtlichen Mutter mit diesem Zukunftsplane überrascht, und da sie noch zu wenig selbständig im Denken und Empfinden war, sagte sie „ja“. Nur fürchtete sie sich vor dem alten finsternen Hause ihres zukünftigen Esherrn. Da Irmaschinen wollte sie nicht, meinte sie schmollend. Die besorgte Mutter beruhigte sie. „Ziehe nur hinein,“ jagte sie, „wenn du erst seine Frau bist, wollen wir schon dafür sorgen, daß du bald wieder heraustriffst. Er muß dir eine Villa bauen.“ Die Frau Steuerrätin nickte dazu so energisch mit dem Kopfe, als ob die Villa schon so gut wie fertig wäre.

So rasch ging es nun allerdings nicht. Erst im dritten Jahre nach ihrer Verheiratung erreichte Irmaschinen durch klug angebrachtes Schmollen und gelegent-

liche Thränen ihren Zweck. Die Mutter unterstützte die Tochter tapfer; freilich hatte sie sich dabei einige male ganz gehörig über ihren „dickhäutigen“ Schwiegersohn zu ärgern, wie sie sich ausdrückte. Schütze trug seine bildhübsche junge Frau auf Händen und wünschte seine verehrte Schwiegermama nur ganz im geheimen manchmal ins Pfefferland. Unter diesen Umständen blieb ihm also nach dreijährigem Widerstande nichts weiter übrig, als draußen vor dem Städtchen eine reizende kleine Villa ins Grüne hineinzubauen und sie seiner Frau zum Geburtstag zu schenken. Natürlich wurde das alte häßliche Haus nicht verkauft, sondern — mit Ausnahme der altväterischen Wohnstube, die unangetastet blieb — in allen seinen Räumen zur Unterbringung von Getreide und Hülsenfrüchten verwendet.

Irmaschinen war nicht undankbar. Sie machte dem großmütigen Vatten ein Gegengeschenk. Sie gebar ihm den Stammhalter, dessen Ankunft Schütze in einen Rausch von Entzücken versetzte. Wie oft sah er nachdenklich vor der Wiege des schreienden kleinen Weltbüraers, malte sich dessen Zukunft aus und sah ihn schon bekleidet mit allen Ämtern und Ehren, die man überhaupt einem Menschen anthun kann. Noch größer beinahe war das Entzücken der Großmutter. Wenn sie sich des kleinen Rudolf bemächtigt hatte, ging sie stolz und steif wie ein Laternenpfahl mit ihm durchs Zimmer und machte vor lauter Glück und Freude ein Gesicht, dessen Wonnefalten würdig gewesen wären, durch einen allerersten Pinsel der Nachwelt erhalten zu bleiben. Die junge Mutter nahm ihr Glück etwas gleichmütiger hin. Für sie war der kleine Rudolf nicht viel mehr wie eine Puppe, die man hübsch anzieht, um mit ihr Staat zu machen. Es schmeidelte ihrer Eitelkeit, daß alle Welt den Kleinen geradezu wunderschön und der Mama wie aus dem Gesicht geschnitten fand. Dennoch war Irmaschinen durchaus kein herzloses Geschöpf; allein Gatte und Mutter umhingen sie in blinder Liebe mit soviel Außerlichkeiten, daß sie keine Zeit fand, einmal in ihrem Innern nach der rechten Ordnung zu sehen.

Der kleine Rudolf wurde langsam größer. Er wuchs sich zu einem frischen, munteren Jungen aus, an dem nur leider die eitle Liebe von Mutter und Großmutter mancherlei verdarben, was die rechte herzentquollene Zärtlichkeit des Vaters, der es auch gelegentlich an Ansätzen zur Strenge nicht fehlen ließ, nicht völlig wieder gutmachen konnte. Den Vater nahmen die Geschäfte durch viele Stunden des Tages in Anspruch, während die beiden Frauen, namentlich die Großmutter, unablässig um den kleinen Rudolf mit ihren Zittichen schwebten, von denen eine ungesunde Bewunderung herabtriff, wie von einem Regenschirm das Wasser.

Als Rudolf zehn Jahre alt war, starb die Großmutter. Frau Irma zerfloß in Thränen. Selbst die eleganten Trauerkleider vermochten ihren Schmerz nur wenig zu lindern. Mit der Frau Steuerrätin war ihr der Rückhalt verloren gegangen. Sie mußte sich nun eine neue selbständige Haltung angewöhnen.

Sie hatte aber doch soviel von der Verstorbenen gelernt, daß sie nach Ablauf des Trauerjahres in ein Bad zu gehen für nötig fand, um ihrer geschwächten Gesundheit wieder aufzuhelfen. Der Gatte war selbstverständlich ihrer Ansicht, und da man sich gerade in den Schulferien befand, nahm Frau Irma den kleinen Rudolf mit sich. Das war nun für den armen Schütze ein schwerer Schlag. Einsam irte er bald durch das alte finstere Haus mit seinen Getreidespeichern, bald durch die leere Villa und wußte durchaus nicht, was er mit seinen knapp bemessenen Freistunden anfangen sollte. Das Essen schmeckte ihm nicht, er schlief schlecht, und als Frau und Kind nach einigen Wochen rot und frisch in das verödete Heim zurückkehrten, weinte er dicke Freudenthränen und braute eine Bowlé.

Diese Badereise wiederholte sich in jedem Jahre, und jedesmal meinte Schütze, die schreckliche Einsamkeit nicht überstehen zu können; jedesmal hätte er bei der Rückkehr seiner Familie hüpfen und tanzen mögen. Dann kam aber eine Trennung, welche beide Eltern traf. Rudolf war der Volksschule entwachsen und mußte nun, um etwas Außerordentliches zu werden, das Gymnasium in der Hauptstadt besuchen. Als die Eltern zum erstenmal einsam bei der Lampe saßen, weinten sie wie die Kinder, und das Herz wollte ihnen fast brechen. Aber der Schritt war notwendig gewesen, und die Pension, in der sich Rudolf befand, galt für musterhaft; denn es befanden sich sogar einige Adelige unter den jungen Leuten.

Rudolf war nicht außergewöhnlich begabt, aber da er aufmerksam war, lernte und begriff er doch genügend, um immer mitversetzt zu werden. Lehrer und Schüler hatten den frischen Burschen gern. Als er Untertertianer war, lud ihn einer seiner adeligen Mitschüler ein, die bevorstehenden großen Ferien mit ihm auf dem freiherrlichen Gute zu verleben. Voller Begeisterung erbat sich Rudolf von zu Hause die Erlaubnis, und da die Ehre eine so große war, mußte sich ihr die Schmach der armen Eltern unterordnen. In den nächsten Osterferien wollte Rudolf abermals auf freiherrlichem Gebiete fischen und jagen, und auch diesmal wagten die Eltern nicht Nein zu sagen und ihren einzigen Jungen für sich zu beanspruchen. Aber war das eine öde Osterwoche in der gemütlichen kleinen Villa; so leer, so inhaltslos, es blieben sogar mehrere Braten ungebraten und eine Menge Kuchen ungebäcken. Frau Irma war so in ihren Schmerz versunken, daß der arme Schütze am ersten Osterfeiertage beinahe nichts zu essen bekommen hätte, würde nicht die Magd noch im letzten Augenblick mit Rührereiern aufgewartet haben.

In der Nacht, die auf den letzten Ferientag folgte, kam Frau Irma beim ruhelosen Umherwerfen im Bett ein Gedanke, der so eigenartig war, daß unbedingt die selige Frau Steuererrätin, die sich wahrscheinlich in der dunkeln Nacht einmal aus dem Jenenseits auf die Erde zurückgewagt hatte, ihre Hand dabei im Spiele gehabt haben mußte. Beim Morgenkaffee erschien Frau Irma wieder frisch und rosig, wie vor

den Ferien, und tischte dem Gatten zugleich mit der Sahne und der Buttersemmel ihren neuen Gedanken auf. Sie verlangte nichts mehr und nichts weniger, als daß Schütze sich in der Hauptstadt ansässig machen sollte, damit sie dann ihren Jungen wieder bei sich hätten. Wenn diese Trennung nur noch ein Jahr andauere, würde sie für ihren Teil sicher „dahinsiechen“. Schütze begriff seine Frau anfangs gar nicht. Was sollten sie denn in der Hauptstadt anfangen? Das Getreidegeschäft befand sich ja doch hier im Städtchen. Frau Irma aber machte ihm klar, was sie von ihm verlange und verlangen könne, da ihr Lebensglück davon abhängt.

Schütze hatte seine Frau endlich verstanden. Er war sehr blaß geworden, entgegnete kein Wort, sah Frau Irma nur mit einem tieftraurigen Blick an und ging aus dem Zimmer. Den ganzen Vormittag trieb es ihn in den Getreidespeichern umher; er war so fassungslos, daß er sogar einmal acht Stufen hinunter in einen großen Haufen von Hülsenfrüchten fiel. Kurz vor dem Mittagessen verließ er die Getreidespeicher und trat in das väterliche Wohnzimmer; hier stellte er sich vor das Bild des toten Vaters, schüttelte halb wehmütig, halb energisch den Kopf und sagte: „Nein, nein, hab' keine Angst!“

Aber er unterschätzte die Macht seiner Frau. So oft Schütze auch erklärte, „die Sache sei ganz unmöglich,“ Frau Irma kam immer wieder auf ihren Plan zurück. Ab und zu führte sie auch einen neuen Grund ins Treffen; so meinte sie eines Tages, Rudolf würde ja doch auch die Universität in der Hauptstadt besuchen, und da sei es nicht nur gut, sondern sogar notwendig, wenn die Eltern ihn überwachten. Schütze fand aber die Sache immer noch unmöglich und sagte abermals, nur sehr ernsthaft, fast bittend: „Ich habe dir ja gesagt, weshalb es nicht geht.“ Wenn Frau Irma auch im Augenblick schwieg, einige Tage später begann sie doch wieder zu bohren; gelegentlich weinte und schmolte sie auch und bekam so etwas wie Herzkrämpfe.

Und so kam wirklich ein Tag, an dem Schütze jenes Gesicht zeigte, dem ein großer innerer Zwiespalt seine verzerrenden Linien aufgeprägt hat. So oft er von diesem Tage an auch die Getreidespeicher in dem alten finsternen Hause durchschritt — er vermied stets, in die ehemalige väterliche Wohntube zu treten. Der alte Mann, dessen Bild über dem Sofa an der Wand hing, sehnste sich vergebens danach, an einem Sonntagvormittag wieder einmal das ehrliche Gesicht seines Sohnes zu sehen. Dieser Sohn fuhr dafür sehr häufig nach der Hauptstadt; vor jeder Reise sagte er seiner Frau mit einem seltsam zerstreuten Lächeln, er habe Geschäfte dort. Sie nickte ihm dann stets so innig und liebevoll zu, wie er es sonst gar nicht von ihr gewohnt war.

Rudolf war jetzt wohlbestallter Untersekundaner. Ostern war wieder ins Land gekommen mit noch kühlem, aber hellem und trockenem Wetter. Der buntbemühte Gymnasiast verlebte diesmal die Ferien im Elternhause. Sogar während der Dauer dieser

Ferien mußte sich Schütze von seiner Familie losreißen, um „geschäftshalber“ in die Hauptstadt zu fahren. Als er zurückkehrte, war er ein gebrochener und verzweifelter Mann. Er hatte an der Börse gespielt und nicht nur sein ganzes bescheidenes Vermögen verloren — er mußte auch das Getreidegeschäft und die Villa verkaufen, wenn er allen seinen Verpflichtungen nachkommen und aus dem Zusammenbruche seiner Existenz als rechtlicher Mann hervorgehen wollte. Wie ein Trunkener entstieg er dem Bahnbwagen. Da er die Stunde seiner Ankunft nicht angezeigt hatte, erwarteten ihn weder Frau, noch Sohn am Bahnhof. Ehe er nach Hause ging, begab er sich vor allem zu seinem Rechtsanwalt, um noch einmal alles mit ihm durchzusprechen und den Verkauf seiner Liegenschaften anzuordnen. Dann schwankte er nach dem alten finsternen Hause und schloß sich in der vereinsamten Wohnstube ein. Er wagte nicht, den Blick zum Gesicht des toten Vaters emporzuheben. Mit einem herzzerreißenden Stöhnen brach er auf dem Sofa zusammen und lag so die ganze entsetzlich lange Nacht.

Aschgrau im Gesicht, gebückt, gealtert, schlich er am nächsten Morgen auf Umwegen zu seiner Villa. Die Füße wollten nicht über die Schwelle; er fürchtete, er schämte sich, vor Weib und Kind zu treten, der arme Schütze. Er hätte tot sein mögen. Aber nein, nein, es galt ja, den Seinen ein neues Brot zu schaffen. Mit dem Gedanken richtete er sich auf und trat in das Speisezimmer, wo Frau Irma und Rudolf beim Morgenkaffee saßen. Die Thränen immer wieder hinabwürgend, erzählte er mit stockender Stimme, wie er rascher habe Geld verdienen wollen, um seine Familie aus den engen Verhältnissen des Städtchens in die Hauptstadt versetzen zu können. Er habe jedoch kein Glück gehabt, und nun sei alles verloren. Er bat Frau und Sohn um Verzeihung und gelobte, bis aufs Blut arbeiten zu wollen, um seine Lieben vor Mangel zu schützen. Nicht mit einer Silbe klagte er seine Frau an.

Aber als Frau Irma erst die traurige Lage erfaßt hatte, klagte sie den Gatten an mit der heftigen, gellenden Stimme der seligen Frau Steuerrätin, mit den unbedachten, spitzen, leidenschaftlichen Worten, die dieser zu Gebote gestanden hatten. Sie nannte ihren Mann leichtsinnig, pflichtvergessen, einen Verbrecher an seiner Familie. Mit einem lauten Wehschrei warf sie sich plötzlich an den Hals ihres Sohnes. Was solle nun aus Rudolfs Zukunft werden? Auf dieses Stichwort öffnete den Mund auch Rudolf, der bisher stumm an den seinen Härchen auf seiner Oberlippe gezerrt hatte. Als die Mutter von seiner Zukunft sprach, fielen ihm die Verabredungen ein, die er mit dem freiherrlichen Freund getroffen: wie sie auf derselben Universität studieren und miteinander ein stolzes Burchenleben führen wollten. Daraus wurde nun nichts. Er glaubte also vollen Grund zu haben, in die Vorwürfe der Mutter einzustimmen, that es auch und schloß seine längere Rede mit den denkwürdigen Worten: „Ich von mei-

nem Standpunkt aus kann nicht begreifen, wie ein gewiegter Kaufmann so hat handeln können.“ Rudolf hatte während dieser Rede den bleichen und zitternden Vater nicht ansehen können, sondern beharlich in die Ecke hinübergestarrt, wo das Klavier stand.

Während ihr Sohn sprach, schöpfte Frau Irma Kraft zu neuen Vorwürfen, mit denen sie den wehrlosen Mann überfiel. Sie schloß ebenso denkwürdig wie ihr Sohn, „es wäre viel besser gewesen, wenn sie aus den Tassen dort statt Kaffee Gift getrunken hätten, wenn sie und ihr armer Junge heute nacht einschläfen und nie wieder aufwachen würden, oder wenn die Welt unterginge.“ Dann nahm sie Rudolf an der Hand und zog ihn mit sich in ihr Zimmer, das sie hinter sich verriegelte.

Dieser vorgeschobene Niegel schied den armen Schütze von den Seinen. Er hatte begriffen, daß sie nicht ihn, sondern das sorgenlose Dasein geliebt hatten, das er ihnen mit seiner Arbeit bereitet. Was er aber nicht begriff, war, daß an dieser fürchterlichen, dreimal grausamen Wahrheit sein Herz nicht verblutete. Er verließ die Villa und warf ihr von draußen noch einmal einen unbeschreiblich traurigen Blick zu. Dann kehrte er in das alte finstere Haus zurück und schrieb in der Wohnstube zwei Briefe. Der eine war an seinen Rechtsanwalt gerichtet. Schütze ersuchte darin den Freund und Vertreter noch einmal aufs dringendste, seine Angelegenheiten so zu ordnen, daß kein Matel an seinem Namen hängen bleibe. Wenn für Weib und Sohn auch kein Heller zurückbliebe, — vor allem müsse der eheliche Name gerettet werden. Der zweite Brief Schützes war an Frau Irma gerichtet. Er teilte ihr in den wenigen Zeilen mit, daß ihr kleines mütterliches Vermögen sichergestellt sei und sie fürs erste vor Mangel schützen werde. Seinen Sohn ermahnte er, sich sofort in der Hauptstadt nach einer Stelle umzusehen; er müsse sich einem praktischen Beruf widmen, da es nun mit der akademischen Laufbahn nichts sei. Der Vater legte Rudolf in schlichten, aber um so ergreifenderen Worten ans Herz, seinen Stolz und seine Kraft daren zu setzen, der Mutter Stütze und Halt zu sein. Dann sprach der ärmste Mann kurz von seinem Plan, nach Amerika gehen zu wollen. Er sei der Überzeugung, daß es ihm drüben leichter gelingen werde, sich eine neue Existenz zu gründen, als in der Heimat, wo ihn alles an sein großes Unglück erinnere und seine Thakraft lähme. Auch jetzt fiel kein Wort des Vorwurfs für die Seintigen, die ihn durch ihre Lieblosigkeit forttrieben. Er schloß mit der Versicherung, daß er zurückkehren werde, sobald seine Bemühungen von Erfolg gekrönt seien.

Dann schritt er noch einmal durch das ganze Haus, vom Keller bis zum Dach, stieg über die Getreidehaufen und ließ mit zusammengebissenen Zähnen die goldgelben Körner durch die zitternden Finger laufen. Als er seine Thränen nicht mehr zu üchzeln konnte, trat er noch einmal in die Wohnstube. Er holte das Bild des toten Vaters vom Nagel herab; die

bärtige Wange innig an die staubige Leinwand geschmiegt, weinte er sich aus. Inzwischen war die Dämmerstunde gekommen. Der an Hab und Gut und noch mehr an Liebe verarmte Mann wartete hinaus — und war fortan für das Städtchen und seine Bewohner verschwunden.

Am andern Tage suchte der Rechtsanwalt Frau Irma in der Villa auf. Sie weinte und schmähte noch immer in heftigen Worten auf Schütze. Der Rechtsanwalt, der ein aufrichtiger Freund des armen Schütze war, hörte eine Weile geduldig zu, dann bat er sehr entschieden ums Wort. Er kannte ja die Verhältnisse und machte Frau Irma in fünf Minuten klar, daß nicht Schütze, sondern sie die Schuld an dem hereingebrochenen Unglück trage, und daß nur der schwärzeste Undank und die abscheulichste Selbstsucht ein Wort des Vorwurfs für den Ärmsten finden könnten. Nachdem er noch gebeten hatte, Frau Irma möge Rudolf zu ihm schicken, mit dem er zu sprechen habe, entfernte er sich. Rudolf hatte im Nebenzimmer hinter der nur angelehnten Thür die Worte des Rechtsanwalts mit angehört. Er war dabei totenblaß geworden und seine guten, ehrlichen Augen verzieten, was in seiner jungen Seele vor sich ging. Er hielt hinter den zusammengepreßten Lippen einen Seufzer zurück, bedeckte das Gesicht mit beiden Händen und preßte den Kopf in die Sofakissen.

Frau Irma hatte sich indessen von der Kopfwäsche erholt, die ihr der Rechtsanwalt hatte angedeihen lassen, und begab sich nun zu ihrem Sohn, um abermals mit Zammern und Banken zu beginnen. Da fuhr Rudolf unwillig empor, seine Augen blickten die Mutter ernst an und mit lauter Stimme rief er: „Du sollst kein häßliches Wort mehr über den Vater sagen! Ich dulde es nicht! hörst du?“ Damit riß er seine Mütze von der Wand und stürmte hinaus in den leise niederrieselnden Frühlingsregen.

Nachdem Rudolf eine längere Unterredung mit dem Rechtsanwalt gehabt, teilte er Frau Irma seinen Entschluß mit, nach der Hauptstadt gehen zu wollen, um sich dort eine Stelle zu suchen. Sobald er etwas Passendes gefunden habe, möge die Mutter nachkommen. Er reiste auch bereits am andern Nachmittage ab. Das Glück war ihm günstig. Schon nach vierzehn Tagen fand er in einem technischen Bureau eine Anstellung. Das Anfangsgehalt war zwar sehr mäßig, aber der Herr, dem sein bescheidenes und doch sicheres Auftreten gefiel, versprach ihm eine entsprechende Aufbesserung, sobald er sich eingearbeitet habe. Nun suchte Rudolf, der auf einmal selbständig geworden war, eine kleine gemütliche Wohnung von zwei Zimmern und einer Küche und schrieb der Mutter, sie möge sich mit einem Teil der Möbel auf die Reise machen. Als Frau Irma ankam, erschrak Rudolf, so verändert fand er sie. Über ihrem Haar lag ein grauer Hauch und das Gesicht war so schmal, so alt geworden! Sie mußte viel gelitten und — viel nachgedacht haben. Auch ihr Wesen war vollständig verwandelt. Sie fiel Rudolf nicht um den Hals, sie weinte nicht, sondern reichte

ihm nur still die Hand und sagte: „Nicht wahr, mein Sohn, du wirst Geduld mit deiner Mutter haben? Ich werde mich des Haushaltes annehmen, so gut ich kann. Wenn es in meinen Kräften steht, sollst du nichts vermissen. Wer weiß, vielleicht kehrt auch der Vater bald zurück. Die Sehnsucht wird ihm in



Die bärtige Wange innig an die staubige Leinwand gedrückt, weinte er sich aus.

der Fremde keine Ruhe lassen — die Sehnsucht, die auch uns erfüllt, nicht wahr? Dann wollen wir alle ein neues Leben anfangen.“ Rudolf küßte Frau Irma heftig auf den Mund und stützte an ihrer Schulter immer wieder: „Du gute, gute Mutter!“

Aber das behagliche, arbeitsfrohe Stilleben sollte den beiden nicht so leicht gemacht werden. Kein Unglück kommt allein, sagt ein Sprichwort. Kaum ein halbes Jahr nach der Trennung mußte das Bankhaus, das Frau Irmas kleines Vermögen verwaltete, seine Zahlungen einstellen. Das war ein schlimmer Schlag; denn Frau Irma verlor alles. Die Zinsen hatten Mutter und Sohn so manche kleine Erleichterung verschafft, die nun wegfallen mußte. Rudolf, der den Zusammenbruch des Hauses zuerst erfuhr, fürchtete sich davor, der Mutter die böse Mitteilung zu überbringen, aber es mußte sein. Frau Irma war wohl zu Anfang etwas erschrocken, doch sie faßte sich bald und sagte: „Nun werde ich alles dir zu verdanken haben, lieber Rudolf. Ich weiß, du wirst deine Mutter nicht verlassen.“ Und wieder gelobten sich Mutter und Sohn in herzlichster Umarmung Treue fürs Leben.

In diesen Tagen war es auch, daß Rudolf der

Mutter anmerkte, sie habe etwas auf dem Herzen. Wenn er sie unvermutet anredete und lächelnd fragte, wo sie mit ihren Gedanken sei, erröthe sie wie ein junges Mädchen und sah fast scheu zur Seite. Als er mit Fragen in sie drang, ob sie sich nicht wohl fühle, gestand sie, was es sei. Sie hatte schon seit Wochen ab und zu ein Stück von ihrem Schmuck verkauft und von dem Erlös in großen amerikanischen Zeitungen hin und wieder einen Aufruf an ihren Gatten erlassen: er möge doch verzeihen und zurückkehren, Mutter und Sohn liebten ihn über alles und könnten nur in einem neuen Leben mit ihm ihr wahres Glück finden. Als Frau Irma dies Geständnis abgelegt hatte, fügte sie schüchtern hinzu: „Ich habe noch so viel Schmuck, den ich nie mehr tragen werde. Darf ich ihn weiter dazu anwenden, Vater an unsere Seite zurückzurufen, oder willst du, daß ich das Geld für die Wirtschaft —“

„Nein, das will ich nicht! Wie kannst du nur denken! Rufe den Vater — jawohl, rufe nur. Er wird dich endlich doch hören. So viel Liebe muß ihn in unsere Arme zurückführen.“

Aber der verschollene Schluß hörte nicht — oder wollte nicht hören. Und nach Jahresfrist war das letzte Schmuckstück verkauft, und Mutter und Sohn hatten nun nichts mehr, um über das große Wasser hinüber dem einsamen Vater zuzurufen: Komm doch zurück! Wir lieben dich ja so sehr! — —

Wenn Frau Irma im stillen litt, so zeigte sie es doch keineswegs. Sie war immer gleichmäßig still und freundlich und umgab Rudolf, trotz der beschränkten Mittel, die ihr zu Gebote standen, mit einer Behaglichkeit, als habe sie von Kindesbeinen an keine andere Kunst geübt, als den kleinen Wundern nachzuspüren, die eine gute Hausfrau zu verrichten vermag. Rudolf in seiner aufstrebenden jugendlichen Kraft vergaß naturgemäß immer mehr den traurigen Gedanken an den verschwundenen Vater. Sein Interesse an dem Beruf, dem er sich notgedrungen hatte zuwenden müssen, wuchs, und er spann allerlei Zukunftsträume, in denen er sich glücklich fühlte. Er konnte wieder so hell und frisch lachen, wie als übermütiger Gymnasiast, und die Mutter hütete sich sehr, ihn mit einem unvorsichtigen Wort aus dem gefunden Gleichgewicht zu bringen.

Eines Tages klopfte die Wirtin an, bei der Mutter und Sohn wohnten, und erzählte freudestrahlend, sie habe nun, Gott sei Dank, auch noch das kleine Zimmer neben den „Herrschaften“ vermietet. Die Mieterin sei ein Ladenfräulein, das den ganzen Tag im Geschäft sei und die „Herrschaften“ gewiß nicht stören werde; sie mache einen sehr stillen Eindruck. In der That hörten Frau Irma und Rudolf abends nur, wie drüben die Lampe einen Augenblick klirrte, wahrscheinlich beim Anzünden; darauf ein kurzes Hin- und Hergehen, dann nichts mehr. Eine Stunde später etwa hörten sie noch durch die dünne Wand ein Lied singen, einfach und kurz, worauf wieder tiefe Stille eintrat. Frau Irma hatte den Kopf von ihrer Näherei, Rudolf von seinem Buche erhoben, allein

die Worte des Liedes hatten sie nicht verstehen können. Am andern Abend ließ sich die leise traurige Stimme wieder vernehmen. Diesmal stand Rudolf auf und setzte sich auf einen Stuhl, der an der Verbindungswand stand. Das Lied war dasselbe, und Rudolf verstand jetzt auch die Worte:

„Hast du's so eilig denn,
Mich zu verlassen?
Würden dir gar so eng
Unsere Gassen?“

Ist hier der Frühling nicht
Lieblich zu schauen?
Bin ich die häßlichste
Unter den Frauen?“

Wenn du nicht bleiben willst,
Mußt du wohl gehen.
Wüß' ich nur, wie ich es
Soll überstehen!

Wird wohl am besten sein,
Mein' ich: Dein Leben
Sei in des Todes Hand
Plötzlich gegeben.

Wein' mich von Herzen aus,
Um dann zu denken:
Gott weiß zum Rechten ja
Alles zu lenken.“

Dann wieder tiefe Stille.

Rudolf hatte Thränen im Auge, als er an den Tisch zurückkehrte, und die Mutter beugte den Kopf tief auf ihre Arbeit herab, um dem Sohn nicht zu zeigen, daß es ihr ebenso ging.

Das Lied war für Mutter und Sohn fortan der Abendsegen. Frau Irma merkte bald, wie das wehmütige Lied Rudolf mehr und mehr beeinflusste. Er war zerstreut, bald ausgelassen fröhlich, bald tieftraurig und was für Frau Irma das Empfindlichste war: er wurde verschlossen. Die Mutter fragte nicht nach der Ursache, sie wollte es auf andere Weise erfahren. Wenn Rudolf morgens und mittags das Haus verließ, um in das Geschäft zu gehen, eilte sie mit plötzlich erwachter lebhafter Neugier an das Fenster und sah ihrem Liebbling mit weit vorgestrecktem Halse nach. Dabei mußte ihr zu öfteren Malen etwas auffallen, was sie zu einem ernstern und besorgten Kopfschütteln veranlaßte. Sie hatte daraufhin auch verschiedene geheimnisvolle Unterredungen mit der Wirtin, und schließlich verließ sie mehreremale das Haus, ohne daß diese Gänge Spaziergänge gewesen wären oder Einkaufszwecke gehabt hätten. Vom letzten dieser Ausflüge, die sie Rudolf sorgfältig verschwieg, kehrte sie ruhig, fast heiter zurück. Die früher gezeigte Neugier war jetzt verschwunden, mit ihr auch jede Besorgnis.

Man befand sich im Winter und ging dem schönsten aller Feste, dem Weihnachtsfest, entgegen. Eines Tages sagte Frau Irma beim Mittagessen zu Rudolf: „Ich habe von der Wirtin gehört, daß das Fräulein nebenan einen musterhaften Lebenswandel führt. Die Wirtin erzählte mir auch, daß die Armste in einem

Waisenhause erzogen worden sei und daß sie keinen Menschen auf Gottes weiter Welt habe, der sich um sie bekümmert. Wie wäre es, lieber Rudolf, wenn wir das arme Ding für den heiligen Abend zu uns hätten?“

Rudolf wurde blutrot im Gesicht und fand im ersten Augenblick keine Worte. Dann sprang er auf, umhalste die Mutter stürmisch und stammelte schließlich, über seine Begeisterung in Verlegenheit geratend: „Ja, ja, das Alleinsein an einem solchen Abend ist zu traurig. Ich — ich werde Fräulein Agnes deine Einladung gleich überbringen.“ Frau Irma wunderte sich gar nicht, daß er den Vornamen des jungen Mädchens wußte, sondern lächelte nur, wie er aus dem Zimmer schoß, um bei Fräulein Agnes anzuklopfen. —

Frau Irma, Rudolf und Fräulein Agnes, die nach kurzem Zögern die freundliche Einladung angenommen, hatten den Weihnachtskarpfen mit bestem Appetit verzehrt, und nun machte sich der junge Mann im Nebenzimmer daran, einen Punsch zu brauen. In dessen versicherte Agnes Frau Irma, daß sie seit langen Jahren zum erstenmal wieder eine frohe Weihnacht feiere. Die gereifte Frau blickte mit inniger Anteilnahme in das blasse, feingeschnittene Gesicht ihrer jungen Nachbarin. In gütiger Weise brachte sie das junge Mädchen zum Reden, und was sie da hörte, entlockte ihr eigentümlicherweise nur ein freundliches Kopfnicken, als wisse sie um das alles schon und habe einen guten Trost bei der Hand.

Da trat Rudolf mit seinem Gebräu ein, und die fröhlichen Punsch- und Weihnachtsgeister hielten durch die purpurshimmernden Gläser ihren Einzug. Bald war auch die Stimmung recht gehoben. Plötzlich beugte Rudolf sein etwas gerötetes Gesicht zu Fräulein Agnes hinüber und sah ihr tief in die schönen dunklen Augen. „Wie wäre es, wenn wir jetzt ein Lied jängen?“ stieß er hervor. „Fräulein Agnes, Sie singen ja so schön:

„Ist hier der Frühling nicht
Lieblich zu schauen?
Bin ich die häßlichste
Unter den Frauen?“

Leichenfahl im Gesicht fuhr das junge Mädchen mit einem Ruck von ihrem Platz in die Höhe. Mit zitternden Händen hielt sie sich noch einen Augenblick am Tischrand fest, als fehlte ihr zu jeder weiteren Bewegung die nötige Kraft; dann eilte sie, ohne ein Wort zu sagen, aus dem Zimmer.

„Bin ich aber ein dummer, schlechter Mensch!“ stammelte Rudolf schließlich und drückte die geballte Faust wider die Stirn. „Nein, so kann's ja nicht bleiben, zanke nicht, Mutter, ich mache sie wieder gut.“ Und hinaus war er.

Er blieb über eine Stunde fort. Während der ganzen Zeit verharrte Frau Irma still am Tisch und hielt die Hände im Schoß gefaltet.

Endlich öffnete sich die Thür wieder, und Rudolf zog die sich leicht sträubende Agnes über die Schwelle. Da erhob sich Frau Irma recht feierlich, öffnete die

Arme weit — und mit einem Freudenschrei warf sich das junge Mädchen hinein. Agnes hatte im zarten Kindesalter schon verwaist dagestanden, war dann schnöde um die erste Liebe betrogen worden, und hatte nun doch noch in die einzig wahre Heimat, die wir Menschen auf Erden haben, den Weg gefunden.

Agnes ließ ihr trauriges Lied fortan niemals mehr hören, allein Rudolf, der ihre schöne sanfte Stimme über alles liebte, bat so lange, bis sie doch wieder sang. Diesmal klang die Weise nicht so schwermütig und hoffnungslos:

„Die Sehnsucht in der Menschenbrust
Hat für das Glück schier tausend Namen,
Und doch war stets nur einer recht,
So viel auch tausend Jahre kamen.

Die Sehnsucht in der Menschenbrust
Schwärmt aus auf abertausend Wegen, —
Und wird allein doch klein und still,
Kommt Liebe lächelnd ihr entgegen.“

Mutter und Sohn hatten nun wieder ihren Abendessen. Rudolf merkte in seiner Liebe nichts davon, daß die Mutter bei den sanften Tönen oft nur mit größter Mühe ein Schluchzen zurückhielt.

Im Einverständnis mit Frau Irma setzte das Brautpaar den Tag der Hochzeit auf Weihnachten in zwei Jahren fest. Rudolf erhoffte bis dahin eine neue Gehaltsaufbesserung. Und nun gab es ein Zusammenleben der drei, in das als einziger Schatten nur die leisen Seufzer der Mutter fielen, die immer an den weltfernen Gatten denken mußte, der vielleicht darbt und sich in Sehnsucht verzehrte. Die glücklich Liebenden freilich vernahmten diese Seufzer nicht. Sie waren wunschlos selig. Der so weit hinausgerückte Zeitpunkt der Hochzeit trübte ihre reine, keusche Liebe nicht. Agnes war schon zu schwer im Leben geprüft worden, als daß der neue Glücksquell, der auf einmal vor ihr aufgeprungen war, sie bei aller Seligkeit nicht fast zaghaft scheu gemacht haben sollte. Auch nicht den Schatten eines Wunsches mehr äußern — sonst könnte all die Herrlichkeit in nichts zerfließen! An der Seite seines freiherrlichen Freundes hätte Rudolf die Liebe wohl nicht in dieser köstlichsten Gestalt kennen gelernt.

Die drei Menschen, die sich mittags und abends um den runden Tisch in Frau Irmas kleinem Stübchen setzten, kannten keine Falschheit — und doch hatten sie alle drei Heimlichkeiten voreinander. Sie sagten sich abends „Gute Nacht“ und sahen dabei aus, als hätten sie wirklich keine andere Absicht, als kraft ihres guten Gewissens frisch und fröhlich einzuschlafen. Sobald jedoch Rudolf die Thür seines Zimmers hinter sich geschlossen hatte, hängte er einen Rock an die Thürklinke, um das Schlüßelloch zu verdecken, und komischerweise machte es Frau Irma auf der andern Seite der Thür ebenso mit einem dichten Tuche. Dann setzte sich Rudolf zur Lampe und fing an, einen englischen Roman ins Deutsche zu übersetzen. Er hatte auf der Schule schon fleißig

Englisch getrieben und sich dann nach Antritt seiner Stellung nach Kräften noch darin vervollkommnet. Nun wollte er wahrscheinlich die Früchte seiner Mühn ernten. Frau Irma aber schmiegte sich in ihren großen Lehnstuhl und stiftete Abend für Abend noch lange über Mitternacht hinaus.

Nur durch die dünne Wand von ihr getrennt, saß auch Agnes lautlos in ihrem Stübchen und nähte, stiftete und häfelte oft bis zum Frührot. Wenn man sich dann „Guten Morgen“ sagte, behaupteten alle drei, ausgezeichnet geschlafen zu haben, und doch wäre eins oder das andere gar manchmal getu noch ein Stündchen im warmen Bett geblieben.

Heimlichkeiten sind aber unnatürlich und kommen deshalb früher oder später stets an den Tag. Merkwürdigerweise war der Zeitpunkt, an dem die Heimlichkeiten unseres Kleeblattes entdeckt wurden, der nächste Weihnachtsabend. Als Mutter und Sohn den Gaben-



tisch für Agnes herrichteten, hatte Rudolf nichts weiter hinzulegen, als ein verschlossenes Couvert mit der Aufschrift „Kleiner Beitrag zur Aussteuer meiner geliebten Agnes“. Frau Irma stutzte und sah ihren Sohn überrascht an. Dann zog sie unter leisem Erröten ebenfalls ein Couvert hervor, auf dem nahezu die gleichen Worte standen. Bald hatte eins dem andern sein Geheimnis entlockt, und halb lachend, halb weinend fielen sie sich um den Hals und erwarteten Hand in Hand voll stolzer Freude das Eintreten der jungen Braut. Während Agnes diese von der Liebeersonnenen und von der Aufopferung ausgeführten Überraschungen entgegennahm, lächelte sie, als wollte sie fröhlich rufen: „Aller guten Gedanken sind drei.“ Doch dann dachte sie einen Augenblick nach und schwieg. Sie wollte mit ihrem Geständnis Mutter und Sohn den Triumph nicht schmälern, für sie gewacht und gearbeitet zu haben, indes sie sich möglichst in ihren Kissen streckte.

In einigen Wochen hatte Agnes Geburtstag, und zur Feier dieses Tages sollten die ersten großmäch-

tigen Ausstattungseinkäufe gemacht werden. Wie die Kinder freuten sie sich alle darauf. Agnes lächelte still vor sich hin, als Rudolf in seiner Untenutnis von einem sehr hübschen, aber sehr teuern Schrant sprach, den sie zusammen in einer Auslage gesehen hatten. Nun, wo die Gelder nicht zulangten sollten — konnte sie ja aus eigenen Mitteln nachhelfen.

Nun geschah es, daß alle noch nachträglich ein Weihnachtsgeschenk erhielten, das ihnen das ersehnteste und kostbarste war. Rudolf pflegte nach Geschäfts-schluß stets seine Braut aus dem Modewarenladen abzuholen, wo sie vorläufig noch angestellt war, und in harmlosem Geplauder über die Erlebnisse des Tages gingen sie dann miteinander nach Hause, um sich an dem herrlich duftenden Warmbier gütlich zu thun, das Frau Irma in diesen kalten Tagen stets bereit hielt. So traten sie auch einige Tage nach Neujahr in das Stübchen der Mutter. Auf dem Sofa saß an der Seite der Mutter ein fremder Mann in langwallendem Bart, und sein Kopf lehnte an ihrer Brust, als ob gerade dort und nirgends sonst in der Welt sein Platz sei. Die Mutter konnte in ihrer mächtigen Bewegung kaum sprechen, und rief nur dem Sohn entgegen: „Rudolf — der Vater ist da!“

Hastig stürzte Rudolf nach dem Sofa. Wie er aber das eingefallene leidende Antlitz des Wieder-gekehrten dicht vor sich sah, stand er einen Augenblick tief betroffen still. Rasch beugte er sich dann nieder und küßte schluchzend die Hände, die sich ihm entgegenstreckten. „Ist es denn möglich, Vater? Haben wir dich wirklich wieder? Ach, das Glück, das große Glück,“ rief er immer von neuem. Er hatte seine Braut ganz vergessen, die übrigens schon vor einer Weile das Zimmer verlassen und die Thür leise hinter sich geschlossen hatte. Sie wollte das heilige Fest dieses Wiederfindens nicht stören.

Nach einer Viertelstunde trat Rudolf in ihr Stübchen, um sie hinüberzuholen und dem Vater vorzustellen. Der gute Junge wußte nicht recht, sollte er lachen, daß der Vater wieder da war, oder weinen, weil der Armste gar so krank dreinsah und aus seltsam hohlen, fieberhaft flackernden Augen blickte. Schütze hatte schon zu Weihnachten bei den Seinen eintreffen wollen; aber er war auf dem Schiff krank geworden und hatte gleich nach dessen Ankunft in Hamburg ein Gasthaus aufsuchen müssen, da er sich mit seinen Kräften vollständig zu Ende fühlte. Über eine Woche hatte er in der großen fremden Stadt mit seiner Krankheit gerungen, bis ihm endlich die Sehnsucht so viel Kraft zurückgegeben hatte, um die Heimreise vollenden zu können. Nun er da war, meinte er freilich an Erschöpfung und übergroßer Freude über den innigen Empfang, den er fand, sterben zu müssen. Nur langsam erholte er sich und bat dann die Seinen mit matter Stimme, ihm zu berichten, wie es ihnen in der langen Zeit ergangen sei. Mit gesenktem Haupt hörte er zu und begnügte sich damit, Frau und Sohn zumeilen stumm die Hand zu drücken. Er selbst erwähnte auch nicht mit einer Silbe seine

Erlebnisse in der neuen Welt, und die Seinen waren zartfühlend genug, nicht darnach zu fragen. O, wie schwer mußte er in der kalten, lieblosen Fremde gelitten haben, da er so zurückgekehrt war, der einst so kräftige und blühende Mann!

Schütze hatte Agnes mit dem prüfenden Blick eines durch die Schule schwerer Erfahrungen Gegangenen eine Zeitlang stumm angesehen, um sie dann mit einer langsamen Bewegung zu sich niederzuziehen und sein liebes Kind zu nennen. Mutter und Sohn verbargen nach Kräften die Sorge, die ihnen sein Aussehen einflößte, schienen heiter und glücklich und sprachen immer wieder davon, wie köstlich sich nun ihr Zusammenleben gestalten würde.

Natürlich mußte Schütze zur Nacht in Rudolfs Bett schlafen, während der junge Mann es sich auf dem Sofa bequem machte, das er dicht daneben rückte. Vater und Sohn plauderten noch ein wenig hin und her, bis Rudolf schließlich rief: „Wie glücklich bin ich, wieder »Gute Nacht, Vater!« sagen zu dürfen.“ Kurz vor dem Einschlafen wiederholte er die Worte, schon halb im Traume, mit seiner hellen Stimme noch einmal.

Am andern Morgen konnte Schütze nicht aufstehen, obwohl er behauptete, sich nicht kränker zu fühlen; nur matt sei er, und es werde ihm so wohl thun, sich ein wenig pflegen zu lassen. Rudolf stürmte zu einem Arzt, der den Kranken, obwohl dieser halb und halb widerstrebte, gründlich untersuchte. Nach beendigter Untersuchung zuckte der gelehrte Mann die Achseln und meinte: „Ihre Lebenskraft ist sehr herunter. Sie müssen sich jahrelang überarbeitet und sehr schlecht genährt haben.“ Der Kranke fuhr ungeduldig auf, warf einen raschen Blick auf Frau und Sohn und brummte: „Unsin!“ Der armen Frau Irma aber wollte das Herz in der Brust stille stehen, und Rudolf biß sich die Lippen blutig, um nicht laut aufzuschreien. Er stand darauf einige Minuten regungslos am Fenster, die Stirn wider die Scheiben gepreßt. Plötzlich verließ er rasch das Zimmer und trat bei Agnes ein, die eben in der Mittagspause nach Hause gekommen war. „Lieber Schatz,“ bat er, „willst du auch nicht böse sein über das, was ich dir jetzt sagen werde? Du mußt mir einen Teil von dem Gelde zurückgeben, das dir Mutter und ich zur Aussteuer geschenkt haben. Der Vater muß das Beste und Kräftigste essen und trinken, wenn er wieder gesund werden soll. Wir müssen uns mit unseren Wünschen noch ein wenig gedulden.“

Mit hellen Augen nickte Agnes ihre Zustimmung und eilte geschäftig an die wohlverschlossene Kommode, aus der sie das Geld lächelnd unter einem Stoß Wäsche hervortramte. Da sie die Summe in größeren Scheinen vor ihn hinlegte, sah er mit seinen scharfen Kaufmanns-Augen sofort, daß es hundertundfünfzig Mark mehr waren, als die Mutter und er ihr geschenkt hatten. Fragend blickte er seine Braut an. Nun mußte sie gestehen, daß auch sie ihre Nächte in fröhlichem Sorgen und Mühen hingebracht. Er zog das in seiner Verlegenheit hold erglühende junge Mädchen an die Brust und sagte einfach: „Will

unser Herrgott, daß der Vater gesund wird, so geschieht es gewiß durch die Pflege, die wir ihm durch dieses Geld angebreiten lassen können.“

Schütze blieb bettlägerig, aber Liebe und Sorgfalt waren um ihn; auf dem Tisch standen gebratene Hühner und Tauben, und daneben funkelte alter



Auf dem Sofa an der Seite der Mutter saß ein fremder Mann in langwallendem Bart.

Rheinwein. Als Frau Irma eines Abends ausgegangen war, um noch rasch eine Beforgung zu machen, rief der Kranke Rudolf an sein Lager und sagte fast streng: „Sei aufrichtig — nicht wahr, ihr müßt Schulden machen, um mir all diese guten Dinge vorzusetzen?“ Rudolf schüttelte fröhlich den Kopf und holte seinen Schatz herbei. „Da sieh,“ rief er stolz, „wie reich wir sind; dir soll nichts abgehen.“ Durch einige geschickte Querfragen hatte Schütze bald heraus, wie die Seinen zu den immerhin beträchtlichen Ersparnissen gekommen waren und welchem Zweck sie ursprünglich hatten dienen sollen. Da verzog der Vater seinen Mund zum Lächeln, dessen Winkel die bittersten Erfahrungen tief herabgezogen hatten. „So lieb habt ihr mich?“ fragte er. „Aber alles lieb,“ erwiderte Rudolf. Treuherzig fügte er hinzu: „Und wenn mich auch manchmal andere Dinge mehr angingen, wie das bei jungen Leuten vorkommt, so glaube ich doch, daß die Mutter in all den langen Jahren keinen anderen Gedanken als dich gehabt hat.“ Und er erzählte ihm, wie sie ihren Schmuck verkauft, um auf goldenen Flügeln den Ruf ihrer Sehnsucht und Liebe übers große Wasser zu ihm hinüberschicken zu können.

Jetzt hob Schütze die mageren Hände, als ob er nichts mehr hören wolle oder könne, allein das Lächeln blieb um seinen Mund, und so lag er regungslos, die großoffenen Augen nach der Thür gerichtet, durch die seine Frau eintraten mußte. Als sie dann auf der Schwelle erschien, winkte er sie mit den Augen zu sich heran, küßte sie lange und flüsterte wie in längstverklungenen schönen Tagen: „Wenn ich auch sterben muß, — der Gedanke hat nun keine Bitterkeit mehr für mich. Ich weiß, wie sehr ihr mich liebt! Ich habe nicht umsonst gelebt!“

* * *

Eines Sonntagnachmittags hatte Rudolf die Mutter, die seit Tagen nicht hinausgekommen war, gewaltfam ihrem Pfliegerinnenamte entrissen und sie mit sich fort zu einem Spaziergang geführt. Kaum war Schütze mit Agnes allein, als er Papier und Feder von ihr verlangte und mühsam einen längeren Brief schrieb, den er verschloß und ihr zur vorläufigen Aufbewahrung übergab. Zugleich ersuchte er sie, seiner Frau und seinem Sohne einstweilen nichts von dem Briefe zu sagen. Als ob nun alles gethan sei und nichts mehr übrig bleibe, ließ er sich darauf mit einem Seufzer der Erleichterung in seine Kissen zurückfallen und schloß eine Zeitlang wie ermüdet die Augen. Mit leiser Stimme bat er auf einmal: „Liebes Kind, singen Sie mir Ihr Lied von der »Sehnsucht in der Menschenbrust«, bitte; Rudolf hat mir davon erzählt.“ Und sie kniete an seinem Bett nieder und sang die schlichten Worte:

„Die Sehnsucht in der Menschenbrust
Schwärmt aus auf abertausend Wegen, —
Und wird allein doch klein und still,
Kommt Liebe lächelnd ihr entgegen.“

Er wiederholte die Worte immer wieder, bis er einschlief. Fortan mußte ihm Agnes das Lied täglich singen.

Eines Morgens war er erwacht und erzählte, welcher einen goldenen Traum er gehabt habe, als er einen heftigen Erstickenisanfall bekam. Seine Krankheit war ein Herzleiden, das er sich in den Mühsalen der Fremde geholt hatte. Diese bösen Erstickenisanfälle wiederholten sich bald alle Tage. Agnes' Lied nicht und kein Gebetwort der Seinen konnten sie bannen. Schütze litt unbeschreiblich, aber er litt wie ein Held und lächelte nach den bangsten Stunden die Thränen seiner Umgebung fort. So kam man in Hoffen und Verzweifeln in den Frühling hinein. Schütze durfte sich noch am Duft der ersten Veilchen laben. Dann aber mußte er sterben.

Nach dem ersten großen Schmerzensausbruch trugen die Hinterbleibenden seinen Tod mit jener stillen Weisheit, die wir empfinden, wenn wir jemand lächelnd dem ewigen Frieden haben entgegenschlummern sehen.

Erst nach dem Begräbnis erinnerte sich Agnes des Briefes, den ihr der Verbliebene zur Aufbewahrung anvertraut hatte. Die Zeilen waren an Frau Irma gerichtet. Schütze erzählte darin kurz, wie es ihm in

Amerika ergangen sei — weder Glück noch Stern habe sich einstellen wollen. Jahr für Jahr habe er auf neuen Wegen versucht, sich eine Existenz zu gründen: aber alles sei fehlgeschlagen. Krank, elend, müde habe er ein halbes Jahr vor seiner Rückkehr für seine letzten Groschen ein Los erstanden. Und da sei das launische Glück, das sich durch die mühseligste Arbeit nicht hatte zwingen lassen wollen, bei ihm eingekehrt und habe ihm seine glitzernde Gabe in den Schoß geworfen. Er vermache die dreißigtausend Mark seiner lieben Frau und seinem prächtigen Rudolf, sowie dessen Frau. Da er aber so sehr unter Armut und Entbehrung gelitten, würde es ihn, schrieb er, noch im Grabe freuen, wenn die Seinen einen Teil des Geldes den Armen zuweihen wollten. Absichtlich habe er es so eingerichtet, daß seine Lieben von diesen Mitteilungen erst nach seinem Tode Kenntnis erhalten sollten; denn es sei ihm ein unsagbares Glück gewesen, die große und liebevolle Aufopferung der Seinen bis zum letzten Augenblicke auszukoosten. Mit Dank- und Segenswünschen schloß der Brief.

Frau Irma war der Einwilligung ihrer Kinder gewiß und entschied deshalb in einfacher Größe, daß die Armen die Hälfte der Summe erhalten sollten. Nach Ablauf des Trauerjahres vermählte sich Rudolf mit Agnes. Als die kirchliche Feier vorüber war, fuhr das junge Ehepaar mit der Mutter hinaus auf den Friedhof zu einem kurzen Gebet. Schütze ruhte unter Rosenbäumen, und auf einer schlichten Marmortafel standen unter seinem Namen die Worte:

„Die Sehnsucht in der Menschenbrust
Schwärmt aus auf abertausend Wegen, —
Und wird allein doch klein und still,
Kommt Liebe lächelnd ihr entgegen.“



Des Flötisten Schwanenlied.

Arthur war zehn Jahre alt, als er am Schlusse des Schuljahres an der Studienanstalt zu A. seinen in Schweinsleder mit reichem Goldschmuck gebundenen Cornelius Nepos als Preis heimbrachte und mit sichtbarem, aber auch gerechtem Stolz fast atemlos die Treppe zur elterlichen Wohnung hinaufstürzte. Und warum sollte er nicht stolz sein?

Waren doch berühmte Männer, wie Miltiades und Themistokles, sein täglicher Umgang, Miltiades und Pauzanius seine besten Freunde, das Schlachtfeld von Marathon und die Bucht von Salamis ihm bekannter als die nächsten Dörfer seiner Heimat. Mit Leidenschaft brütete er selbst Sonntag nachmittags über seinen Klassikern, um so mehr als ihm die erste Note gewiß war, falls er in der lateinischen Hausaufgabe eine elegante, an die Satzfügung des römischen Autors sich anlehrende Konstruktion mit Glück anzubringen vermochte. Dazu noch mit Beginn des